

Antonije Žalica: Wie wir notgedrungen zu Zauberern wurden (Gelber Schnee)

Im Sommer 1992 ging ich täglich gegen Abend zur Akademie der Bühnenkunst, um Brot zu backen. Es war sehr gefährlich, das Haus zu verlassen, es war überhaupt gefährlich, an die frische Luft zu gehen (obwohl es auch im Haus nicht besonders sicher war, aber das vergaß man im Vergleich dazu). Dennoch gab es tausend Gründe, ins Freie zu gehen, und mehr oder weniger verbrachten wir alle jeden Tag ein paar Stunden auf der Straße. Aber das war überhaupt nicht einfach. Man musste eine sinnvolle Gesetzmäßigkeit finden in etwas, das aussah wie völliger Unsinn, etwas, das keinerlei Sinn und Ordnung hatte, und offiziell meist „nicht selektierte Bombardierung der Stadt“ genannt wurde und mehr oder weniger ständig andauerte. Wenn eine Art Ruhe herrschte, wenn, wie man sagt, „die Geschütze schwiegen“, dann hing die Möglichkeit, dass das Schießen wieder einsetzte, in jedem Bruchteil von Zeit. Besonders diese Minenwerfer - ihre Granaten fallen direkt vom Himmel und können auf jedem Punkt des Geländes einschlagen. Immer und überall, tatsächlich oder potentiell, das war die einzige Regel in diesem ewigen Morden und Zerstören. Heckenschützen schossen den ganzen Tag von allen umliegenden Bergen aus, die Luftabwehr-MGs trieben es bunt, wo es ihnen einfiel, wiederum ohne Reihenfolge und Ordnung, verirrte Geschosse und Granaten, abgefeuert von Panzern, manchmal auch von mehrläufigen Raketenwerfern.

Doch da man bei einem Zustand fortlaufender Wiederholungen geneigt ist, aus allem, auch aus dem unvorhersehbarsten Geschehen, eine gewisse Ordnung herauszufiltern, fanden die Menschen mit der Zeit Regeln, nicht allgemein oder für alle geltend, sondern einzeln, jeder für sich, und sie bauten - wiederum jeder für sich - merkwürdige, geheimnisvolle Abwehrmechanismen auf. Später, als der Krieg andauerte und in seinen ersten Sommer ging, als die anfängliche Verwirrtheit allmählich von der Gewöhnung an die Situation abgelöst wurde, konnte man ab und zu jemanden auf der Straße sehen, der bedenkenlos gemächlich dahinschlenderte wie auf einem Korso, langsamen Schrittes, ruhig und gefasst, sogar über eine Brücke oder über die Kreuzungen, die als „offenste“ Plätze galten, was in dieser scheinbaren Hierarchie auch die gefährlichsten Orte waren. „Die Bewohner von Sarajevo haben sich mit dem Tod ausgesöhnt“, sagten einige, und das hieß, dass so mancher seinen Tod akzeptierte, dass es so manchem nun gleichgültig war, ob er getötet wurde oder seinen Weg fortsetzen konnte. Aber ich glaube, so war es nicht ganz; sich mit etwas aussöhnen bedeutet nicht immer auch, dem zuzustimmen; es bezieht sich eher auf das Kennenlernen. Sich aussöhnen kann man nur mit etwas, das man sehr gut kennt, wie mit einem Freund oder mit einer früheren Geliebten.

So findet man gewisse Regeln, die sich nicht in Worten sagen und noch schwieriger niederschreiben lassen, und dennoch kennt man sie. Ich erinnere mich an einen alten Mann, der jeden Morgen sein Haus verließ und mit dem schleppenden Schritt eines Greises zum Markt oder zum Park ging. Einmal piffen ihm die Kugeln um den Kopf; ein junger Mann begann zu rennen, der Alte aber warf ihm lächelnd zu: „Lauf nur, lauf, du Narr, denkst du vielleicht, du bist schneller als eine Kugel?“ Ja, der Mann hatte gelernt, die kaum sichtbaren Konturen zwischen dem Dasein und dem „Anderen“ zu erkennen; das geheimnisvolle Schema des „sicheren“ Bewegens auf den Straßen seiner Heimatstadt zu entdecken, wo niemals gilt, dass der kürzere Weg auch der schnellere ist. Man lernt, den Tod in der Luft zu spüren, manchmal viel eher, als er überhaupt an diese Stelle kommt, man lernt die sonderbare Metaphysik, den rechten Moment zu erkennen, wann man sich im offenen Gelände bewegen kann, denn zu warten hat im Grunde keinerlei Sinn, man wählt lediglich den Augenblick aus. Man lernt, geheime Zeichen in anscheinend gewöhnlichen Dingen zu erkennen (die Anordnung von Steinchen auf der Erde, der Winkel, wie weit eine Haustür geöffnet ist, die

Richtung, aus der eine Taube vorbeifliegt und die Wahl des Astes, auf dem sie sich niederlässt). Viele Leute lernten einfach, zu sehen (wie Castaneda sagt) oder drangen tief in die Kunst der Entelechie vor (wie es die alten Griechen nannten) oder machten sich mit den Grundlagen einer Geheimlehre bekannt (wie Rudolf Steiner es nennt), obwohl sie davon natürlich keine Ahnung hatten, und wenn sie überhaupt bisweilen davon sprachen, so nannten sie es Glück („Denk nur, ich war stehen geblieben, um mir die Schnürsenkel zu binden, und dann ist genau an der Stelle, wo ich gewesen wäre, wenn ich nicht stehen geblieben wäre, eine Granate eingeschlagen und hat drei Leute getötet“) oder Schicksal („Ich bin ein paar Schritte schneller gelaufen als mein Tod“) oder eine Art Vorgefühl („Ich hatte das Gefühl, ich müsste am Kaufhaus abbiegen, obwohl ich eigentlich Richtung Marindvor gehen wollte“) oder Instinkt („Ich wusste es einfach, bin nach draußen gelaufen und habe mein Kind ins Haus geholt“). So wurden viele Bewohner von Sarajevo zu Metaphysikern (obwohl etliche von ihnen dieses Wort vielleicht nie gehört haben), oder einfacher gesagt zu Zauberern, zu Magiern, geübt im behutsamsten Balancieren auf dem dünnen Seil zwischen Leben und Tod. Natürlich ungewollt und unbeabsichtigt, vielmehr notgedrungen, wie manche gern sagen. Und es ging hier nicht nur um das notwendige (oder manchmal auch „grundlose“) Hinausgehen ins Freie und die Anwesenheit des Todes, dessen Atem wir beständig im Nacken spürten, sondern auch um viele andere Dinge, die mit den uralten Regeln der Kultwissenschaften übereinstimmten: Die Isoliertheit wie in einem buddhistischen Tempel in Tibet, die Ernährung in der besten Tradition des strengsten Asketismus, das Fehlen von elektrischem Strom, so dass man nächtelang in völligem Dunkel wachte und nur „nach innen“ schaute; das ganze Leben reduzierte sich auf die vier Grundelemente (Feuer, Wasser, Erde und Luft), in denen das Materielle jeden Sinn verlor, die Zeit verlor alle Merkmale von Prozess oder Veränderung (in Sarajevo wechselten nur die Jahreszeiten) und konzentrierte sich auf den einen, bloßen Punkt des reinen Daseins.

Dennoch wurde in Sarajevo gezählt, jeden Tag: drei, fünf, zehn, fünfundzwanzig ... Der Rundfunk zählte jeden Abend auf schreckliche Weise in den Nachrichten, woran wir uns leider alle gewöhnt hatten und wogegen wir abgestumpft waren, obgleich Menschen ja wohl keine Zahlen sind. Alles in allem, wenn wir schon von Zahlen sprechen: Es wurde so viel Munition verbraucht, dass sie ausgereicht hätte, jeden von uns mindestens hundert Mal zu töten. Sie hätten uns alle umbringen müssen, aber das haben sie nicht getan. Ich persönlich? Ich hatte einen Engel auf meiner Schulter.

Gott im Himmel über Sarajevo

Man kann nicht gerade sagen, er saß auf meiner Schulter, aber er war da, direkt hinter meinem Ohr, irgendwo im toten Winkel am Hinterkopf. Wenn es nötig war, hörte ich seine Stimme, der Gedanke, dass er immer da war und auf mich achtete, gab mir Sicherheit. Manchmal versuchte ich mich auch direkt an den Allerhöchsten zu wenden, aber leichter war es doch, mit seinem Stellvertreter zu reden.

Es geschah zu Pfingsten 1992 in Sarajevo und ebenso wie die Erscheinung des gelben Schnees bemerkten es viele gar nicht (warum muss der Allerhöchste sich gerade dann offenbaren, wenn alle in den Keller flüchten müssen?), und auch diejenigen, die es bemerkten, maßen dem keine Bedeutung bei, die Menschen glaubten hauptsächlich dem Radio, legten ihr Ohr daran und beteten, endlich eine gute Nachricht zu hören. Erfreuliche Nachrichten gab es nicht, und jede neue war schlimmer und schrecklicher, bis sie anfangen, sich zu wiederholen und im Kreis zu drehen.

Unser Kind musste Milch haben und ich ging mitten in dem Wirrwarr hinauf in die Wohnung. Auf die Schnelle goss ich Milch ein, erwärmte sie und füllte sie in die Flasche. Das

Fenster zog mich an und ich schob die Gardine ein wenig beiseite. Unser Haus lag auf einer Anhöhe, man sieht von da aus einen großen Teil der Stadt. Es ist merkwürdig und niederschmetternd, wie das Bild des Bombardierens, von der Höhe aus gesehen (wie, sagen wir, auf einer Filmleinwand) zauberhaft und großartig wirkt: Der rote Himmel bei Nacht, der Widerschein der Brände, das Blitzen der Granaten, der Flug der leuchtenden Geschosse, die Kometen gleichen, die Raketen, die eine Spur hinter sich herziehen, das Explodieren in Tausenden Farben, Leuchtraketen, die an Fallschirmen „hängen“ und warmgelbes Licht ausstrahlen, und, verdammt, man könnte auch die Schönheit dieser Szene genießen, wäre es nicht meine Stadt, die da brennt, wären es nicht unsere Häuser und die Menschen darin, die brennen und im Sterben liegen, auf ihre Arme und Beine schauend, die abgetrennt in eine andere Ecke des Zimmers geworfen sind, wären es nicht da unten im Keller unsere Kinder, wäre nicht die Angst in den Augen meines Kindes. Ich denke daran, wie der da oben, der General - seine Mutter sei verflucht! - es genießt, über all das zu herrschen, wie er auf einem Klappstuhl sitzt und das Feuer ausrichtet. Ich denke: Er führt Regie - sein Beruf möge ihn umbringen! -, ich denke weiter: Ja, seine Träume haben sich verwirklicht. Ja, auch der Teufel zeigt seine Herrlichkeit und faszinierende Schönheit, ja, verdammt, vielleicht würde auch ich in jenen scheußlichen Zustand der Verblendung durch das Böse geraten, das sich direkt über mir abspielt, und vielleicht würde ich sogar „verdammt noch mal“ fluchen in dieser pornographisch-ästhetischen Begeisterung, wenn ich nicht, Gott sei Dank, den Blick nach oben gerichtet hätte, viel höher als die Bahnen der Raketen und Minen, ganz nach oben zu den Sternen (es war Mai und der Himmel war völlig klar), wo trotz allem das Universum weiterbestand. Ich sah den Mond, den Vollmond, sein Licht strahlte, und genau vor ihm, oben, über dem Hum und ganz Sarajevo, eine Wolke, vom Wind getragen, und die Wolke hatte die Form einer göttlichen Gestalt, sie streckte die Arme aus und zeigte die geöffneten Hände.

Ich hörte, auch Tija war hinaufgekommen, sie rührte einen Brei für ihre Tochter, ich hörte auch meine Tante, die wohl nachsah, ob noch eine Zigarette da war. Ich rief sie rasch ans Fenster und hielt die Gardine beiseite.

„Schau mal, die Gotteserscheinung!“

„Jaja“, sagte Tija und lief nach unten, damit der Brei nicht kalt wurde.

Das wundersame Wasser des Hl. Antonius aus Bistrik

Die Nachbarn haben sich in der kleinen Passage versammelt, die zum Eingang ins Hochhaus führt. Obwohl es geschützt erscheint, ist der Aufenthalt hier ebenso unsicher wie auf der Straße. Daran erinnert auch der Metallpfahl der Straßenlaterne gegenüber, dort vor dem Autoservice, der krumm ist, als hätte King Kong ihn verbogen. Ich weiß nicht, weshalb die Leute sich hier versammeln, wohl wegen eines gewissen Gefühls von „Freiheit“ und dem Wunsch, diese Sommerzeit „an der Luft“ zu verbringen, wenn man schon keinen Ausflug in die Berge mehr machen kann.

Die Berge, mein Gott, wo sind für uns die Berge geblieben, der Geruch nach Gras und Kiefernwald, der Blick von oben auf die Stadt, der Ausblick vom Vidikovac? Früher fuhr man mit der Seilbahn hinauf. Jetzt ragen am Abhang des Trebevic nur die toten Masten auf. Selbst wenn das alles vorübergeht, wer wird es wagen, den Berg wieder zu besteigen? All die Minen, die dort gesät sind, die nicht explodierten Bomben und Granaten werden in den nächsten dreihundert Jahren den Hirtenjungen die Beine abreißen. Einmal hat man uns beim Unterricht über allgemeine Volksverteidigung die Verteidigungstaktik der Stadt in einem „künftigen Krieg“ erklärt, wie sie zu sagen beliebten. "Da oben", so sagte der Offizier der Jugoslawischen Volksarmee, sind die letzten Linien; wenn ein eventueller Aggressor sie einnimmt, ist es aus." Verflucht, sie haben die Stadt vom letzten Verteidigungspunkt aus

angegriffen! Der „künftige Krieg“, der ist jetzt da, und er hat nichts zu tun mit dem, was man uns jahrelang gelehrt hat: „Kriege unterteilen sich in gerechte, das heißt, in Befreiungs-, Klassen- und revolutionäre Kriege, und ungerechte, das sind Eroberungs-, imperialistische und Kolonialkriege ...“

Es stimmt lediglich, und mir scheint auch nur teilweise, das mit dem „bewaffneten Volk“. Also, die Leute hatten aus dem Hochhaus allerhand Schemel, Stühle und sogar einen guten Sessel herausgetragen, in diese Passage vor dem Haus, ein paar Meter entfernt von der Dobrovoljačka-Straße und von der müden Miljacka mit dem Vojvoda-Stepa-Ufer auf der anderen Seite, deren Häusergiebel das „bewaffnete Volk“ Tag und Nacht beschoss. Die Unbewaffneten saßen derweil vor dem Hochhaus in dem naiven Gefühl, da sei es „sicher“ (wäre nur eine einzige Granate explodiert, dann hätte sie uns alle umgebracht), es wurde von allem Möglichen gesprochen, hauptsächlich von Erinnerungen, in der törichten Hoffnung, es könne doch nicht lange dauern, die Welt werde und könne es nicht zulassen - und ähnliche Dummheiten. Nur der alte Mugdim murmelte: „Die Welt kümmert sich einen Scheißdreck um uns!“ Mugdim ist närrisch – sie werden uns schon helfen, und wenn auch nicht die ganze Welt, so doch Amerika, natürlich, wenn Clinton gewinnt, und Clinton wird bestimmt gewinnen, weil er gesagt hat, er wird uns helfen. „Die Amis brauchen höchstens zwanzig Stunden, um die ganze besoffene Bande auseinander zu jagen!“, betonte Zoka und zog eine volle Schachtel Zigaretten hervor (woher hatte er die nur?), er bot sie der Reihe nach an, als feiere er den phantastischen „bosnischen Sturm“. Seit langem gab es kein Wasser, schon neun Tage, bisher war es noch geflossen, zwar nur im Erdgeschoss, und so hatten wir es die Etagen hinaufgeschleppt, und das war uns schwer und anstrengend vorgekommen. Danach haben wir uns seufzend an jene Tage erinnert, da wir bis spät in die Nacht mit Kanistern und Eimern durch das zappendustere Treppenhaus schwankten, uns im Vorbeigehen ansprachen, während neben uns, wie man durch die zersplitterten Scheiben der Haustür sah, die rötlichen Geschosse flogen. Es war wunderbar gewesen, im Erdgeschoss Wasser zu haben, etwa eine halbe Stunde in der Reihe zu warten, zur fünften Etage hinaufzusteigen (ich hatte Glück, denn es gab auch welche, die mussten bis zur fünfzehnten), aber man konnte alle Behälter und Gefäße füllen, von der Badewanne bis zur Kaffeetasse. An jenem Nachmittag ging ich mit Kanistern vors Haus, zündete mir eine von den Zigaretten an, die Zoka so großzügig herumreichte, und fragte alle Anwesenden: „Liebe Leute, wo gibt es Wasser?“ Am Vortag war ich stundenlang umhergeirrt und hatte keines gefunden, ich hatte sogar fast eine Stunde vor dem Militärhauptquartier gestanden, wo ägyptische UNPROFOR-Leute eine Art Reservoir aufgestellt hatten, doch als ich begriff, dass sich die Schlange keinen Millimeter vorwärts bewegte, hatte ich das unnütze Vorhaben aufgegeben. Herr Jurkic antwortete auf meine Frage lächelnd, Wasser gäbe es bei der Kirche zum Heiligen Antonius oder in Pivara. Andere erwähnten die Moschee bei den Sieben Brüdern. Ivo Jurkic betonte die Kirche besonders, weil wir ihn in jenen Tagen einmal wegen seines katholischen Glaubens gehänselt hatten, er tat es ganz entspannt, denn schon viel früher als die HDZ-Leute, die freien Wahlen und all die „neuen Machthaber“ war dieser Ivo Katholik und Kroat gewesen. Er war es nämlich schon immer gewesen und darum war es für ihn ganz normal und nicht ungewöhnlich, zum Unterschied von vielen anderen, die bei der Erwähnung von Kirche oder Moschee eine ernste Miene aufsetzten, ernster sogar als die, mit der sie die einleitenden Worte in den Parteiversammlungen gesprochen oder als „ernsthaft Diskutierende“ auf verschiedene Unregelmäßigkeiten und viele negative Erscheinungen sowie auf „einzelne unverantwortliche Individuen und negative bürgerliche Elemente“ hingewiesen hatten. Herrn Ivos Spott war wenigstens aufrichtig und bestätigte seine Zugehörigkeit zu dem „altmodischen Element“, das man zum wiederholten Male und so auch mit diesem ganzen „neuen“ Krieg auszurotten versuchte. Früher war es nur auf die bürgerliche Klasse gemünzt gewesen, nun jedoch auf alle und jeden, es galt für die Stadt und ihre Bürger insgesamt. Die Frau von Herrn Ivo war gebürtige Polin und sagte gern: „Unser Papst.“

„Beim Heiligen Antonius muss es Wasser geben“, sagte Ivo bestimmt.

„Besonders für mich“, fügte ich scherzhaft hinzu und erzählte, meine Mutter habe, als sie mit mir schwanger war, ausgerechnet in dieser Kirche einen Schwur geleistet.

„Mir wird es Antonius geben, ich bin nach ihm benannt.“

„Tatsächlich?“, fragte Herr Jurkic.

„Ich schwöre es“, antwortete ich.

Dann erzählte meine Marija, die Marko an der Hand hielt und von der Tür aus zuschaute, um etwas „frische Luft“ zu schnappen, zum wer weiß wievielten Mal von den Heiligenbildern der Frau Filomena, in deren Wohnung wir uns einquartiert haben: Sie hatte gesagt, wir dürften die Bilder um keinen Preis abnehmen: „Nur bei uns sind alle Fensterscheiben heil. Sehen Sie“, meinte Marija mit fröhlicher Stimme.

„Ich werde direkt zum Heiligen Ante gehen“, sagte ich und flitzte die Dobrovoljacka-Straße hinunter.

Eine Granate schlug bei der Brücke, bei Cumurija, ein, aber auf der anderen Seite der Miljacka, weit weg. Zweimal schoss ein Luftabwehrgeschütz und es gab auch Heckenschützen am Zar-Dusan-Park.

Ich komme zur Kirche. Schaue nach, ob Wasser da ist. Ich sehe, die Leute gehen weiter, auch die paar Nachbarn, die mit mir losgezogen sind, wahrscheinlich nach Pivara, dort steht eine lange Menschenschlange, man sieht sie von weitem. Ich bleibe stehen, betrachte den Kirchturm, er erhebt sich zum Himmel. In dem Moment bremst ein Mercedes älteren Typs, wohl ein 200 D, schwarz, so richtig was für Taxifahrer, das Wägelchen kostet in Deutschland fünf-, sechstausend Mark, sieh an, er hat tatsächlich noch das Leuchtschildchen mit der Aufschrift „Taxi“. Ein Typ springt heraus, klein, gedrungen, im Tarnanzug, die Haare kurz geschnitten und seitlich rasiert. Ich kapiere sofort: Taxifahrer, Aufschneider, gehört jetzt zu den „bewaffneten Kräften“. Der Typ öffnet den Kofferraum, holt ein Plastikfass heraus, öffnet mit einer Art Kuhfuß einen Hydranten, schließt einen Feuerwehrschauch an, füllt das Fass, wirft es in den Kofferraum, greift auf die Schnelle den Schlauch und den Kuhfuß, wirft den Kofferraum zu, springt ins Auto, gibt Gas und rast quietschend Bistrik hinunter. Ich stehe da, das Wasser strömt aus dem Schacht, mir über die Füße. Ich bücke mich und fülle die Kanister. Um mich herum sammelt sich eine Menschenmenge, sie kommen von allen Seiten herbeigelaufen. Aber ich habe meine Kanister schon gefüllt.

Ich kehre zum Hochhaus zurück. Schon von weitem lache ich Ivo und seiner Frau zu. Und auch den anderen.

„Ist das die Möglichkeit?!“, wundert sich der alte Mugdim.

Ivo breitet lächelnd die Arme aus. Noch keiner ist mit Wasser zurückgekommen und das sollte auch ein, zwei Stunden so bleiben. Außer Atem stelle ich die Kanister hin. Zoka kommt, öffnet eine neue Schachtel, er muss irgendwelche krummen Geschäfte machen, denke ich. Ich stehe so da, blicke zum Himmel, warte ein Weilchen, dann sage ich zu Ivo und seiner Frau, aber laut genug, dass alle es hören (sie würden es sowieso hören, weil sie längst die Ohren spitzen): „Kaum war ich an der Kirche, da hat sich die Erde aufgetan und das Wasser ist über meine Füße gelaufen.“

Eine kurze Geschichte über die Luft

zrak (kroatisch): Luft

vazduh (serbisch): Luft

Eine Geschichte über die kroatische Luft zu schreiben ist äußerst schwierig. Über die serbische Luft schreibt es sich leichter. Die serbische Luft ist das, was man atmet, aber man schwebt durch die kroatische Luft. Das ist so, als solle man seine Wut erklären. Zum Beispiel eine Granate: Sie pfeift durch die kroatische Luft und dann wirft dich der Schlag der serbischen Luft um. Oder es schlägt dich gegen eine Mauer, natürlich, wenn du Glück hast. Im Café London sitzen, Bier trinken, das du vielleicht einmal in zehn Tagen bekommst. Das Café möchte ganz normal sein, ein Sarajevoer Café wie früher, die Gäste versuchen sich normal zu verhalten, es sieht sogar alles aus wie gewöhnlich: Die Musikgruppe Roter Apfel spielt, die Mädchen haben sich hübsch gemacht, sie lächeln, unterhalten sich, lachen sogar. Der junge Mann, der mit mir am Tisch sitzt, sagt: „Also, gibt es was Verrückteres auf der Welt? Über uns fliegen die Geschosse, dröhnen Granaten, Minenwerfer, Panzer, Heckenschützen, sie böllern mit allem, was es gibt, schieß auf diese Iwo Jima, Hiroshima, es reicht nicht, Hiroshima zu sagen, und da sitzt man im Gartenrestaurant und trinkt Kaffee. Gott im Himmel! Ganz gemütlich, Schluck für Schluck, und da oben brennt der Trebevic, die Schlacht ist im Gange. Man schaut sich das an, als wäre es im Fernsehen oder als sähe man einer flotten Biene nach. Man raucht eine Zigarette, zieht das Kaffeetrinken in die Länge, weil dir eine halbe Mark für die zweite Tasse fehlt. Das gibt’s nirgends!“ Kaffee trinken. (Ist das der Kaffee nach dem Ende der Welt?) Es spielt keine Rolle, dass viele Uniformierte da sind, dass die Kalaschnikows an den Tischen lehnen, das ist jetzt normal, so geht man heutzutage. Das ist unwichtig. Aber warum kann der junge Bursche dort die Streichhölzer mit nur einer Hand herausziehen und anzünden? Warum fehlt an jedem Tisch zumindest ein Teil eines Arms oder Beins? Auch das ruft keine Aufmerksamkeit mehr hervor, verflucht, es ist wie eine Mode. Wie viele Narben und Löcher und Kratzer auf der Haut verdeckt die Kleidung? Wie viele Kugeln oder Granatsplitter sind durch den Körper gewandert? Haben das Herz verfehlt? Haben eine Haarsträhne abgerissen und sind nicht bis zum Gehirn gekommen? Das sieht man nicht, das weiß man nur. Frühjahr 1993. Meine Güte, den Winter hatten wir immer gemocht, einer mehr, einer weniger, aber alle liebten wir den weißen Schnee, die Flocken in der Nacht, das Schlittenfahren die steilen Straßen hinunter, die Schlittschuhe, auch hölzerne, den Schneemann, das Atmen unter dem Wollschal, der an den Wangen piekt, das Skilaufen im Jahorina-Gebirge, die Olympiade. Auch der vorige Winter war schön, es hat viel geschneit, aber niemand in der Stadt hat sich daran gefreut; vielleicht haben sich die Kinder mit Schlitten vergnügt, aber auch das ging nicht gut. Fünf Kinder beim Rodeln. Das Blut gefriert und du siehst es monatelang; jedes Mal, wenn du vorübergehst, beschleunigst du den Schritt, versuchst den Blick abzuwenden, doch die Augen des Menschen sind ungehorsam. Rotes Eis. Abgesehen davon, dass dir das lebendige Blut in den Adern gefriert, dass der Winter uns die Knochen versteinert hat. Und der Hunger? Der Durst? Dafür verliert man das Gefühl, ebenso wie für die Angst. Wie kann man etwas Angst nennen, was ständig da ist? Die Parabel von den Bohnen: Mein Bruder, Almir und ich. Das spärliche Licht einer kleinen Glühbirne, die an einen Akku angeschlossen ist. Wir haben gegessen, vielleicht gestern, im Montagestudio hatten wir kein Wasser. Wir durchsuchten das Haus, in das wir nur gelegentlich zurückgehen. Wir haben ein paar Bohnen und zwei Liter Wasser gefunden. Bohnen kochen oder sich satt trinken? Einen halben Liter teilen wir auf, jedem ein paar Schlucke, und dann kochen wir Bohnen. Wir stopfen die Bohnen in uns hinein, in die wir

einen Tropfen Öl, etwas Pfeffer und Salz getan hatten. Ohne Brot. Danach bekommen wir fürchterlichen Durst.

Am schlimmsten ist es nachts, allein der Gedanke, dass du keinen Tropfen Wasser hast, saugt dir das Gehirn aus. Und das Gehirn veranlasst dich an etwas Flüssiges zu denken. Ich nehme einen Kanister und drehe ihn um, vielleicht ist ein Tropfen darin geblieben: nur Luft, die den Plastikgeruch angenommen hat. Ein Tropfen wandert die Wände des Kanisters entlang. Lange halte ich meine Nase in das Plastikgefäß. Ich schlafe ein, träume einen Bach, eine Quelle, einen Brunnen, ich trinke und trinke, und je mehr ich trinke, desto größer wird mein Durst. Ich springe von der Schaumgummimatte auf, die auf dem Fußboden ausgebreitet ist. Öffne das Fenster weit, die Winterluft, weit unter die gedachten Null gesunken, schneidet wie eine Sonde durch die Lunge. Almir zittert vor Kälte unter drei Decken und beschimpft mich und alle meine Verwandten. Von dem Blech am Fenster kratze ich die Schneereste. Ich schlinge den schmutzigen Schnee hinunter.

Nun feiern wir heidnisch die Frühlingsgöttin Vesna. Wieder blüht alles, zumindest das, was übrig geblieben ist. Vor uns nichts als Gras, die triste Aussicht auf die Häuser in der König-Tomislav-Straße. Wer kann sich in der Luft Baumkronen vorstellen, Laub, das im Wind zittert? Einen Park? Es gibt nicht einmal mehr die Baumstümpfe, der Winter hat sie mit eisigen Händen ausgerissen. Durch das leere Gelände des einstigen Parks summen die Kugeln der Heckenschützen, lästig wie Fliegen oder Mücken.

„Bring noch einen Kaffee, Kleine!“

Was wir „Kaffee“ nennen, ist nur bräunliches Wasser ohne Geschmack. Aber das macht uns nichts aus, die Kellnerin lächelt, setzt die Tasse ab, kassiert.

Übrigens stellten wir damals Mayonnaise her, die nie ein Ei gesehen hat. Wir mischten Öl und Mehl. „Wie echte Mayonnaise, meine Güte!“

Wir machten auch Käse: Wir mischten Mehl, Öl und ein paar Löffel Trockenmilch: „Besser als jeder andere Käseaufstrich!“

„Das werde ich auch nach dem Krieg machen, weiß Gott!“

Der Geschmack war in uns. Der Geschmack lag in der Luft. In der Phantasie dessen, was es nicht gab, so wie es sich Kinder im Spiel ausdenken.

Und nun muss ich eine der wenigen Notizen finden, die ich in Sarajevo gemacht habe; es war dumm, irgendetwas zu schreiben, das, was geschah, war von sich aus schon genug, ein Teilchen dessen kannst du vielleicht mit der Kamera einfangen und montieren. Aber schreiben, das war irrelevant, vielleicht gerade deshalb, weil es schien, dass man das niemandem erzählen kann, dass niemand es versteht, auch später nicht. Natürlich weiß ich auch jetzt, es ist so, es ist wahr; aber die Menschen müssen Bücher schreiben, hier im Ausland kann ich es zumindest versuchen. Kann und will ich das nur für mich und keinen anderen beschreiben?

Und hier kann man wirklich nicht vor der Pathetik davonlaufen. Aber dort gab es sie nicht. Dort war etwas, das sich nicht bezeichnen lässt.

Und dort verstand sich dieses Etwas von selber. Warum ist hier alles anders? Warum habe ich im ersten Augenblick auf freiem Gebiet, auf dem Flughafen in Ancona, gedacht, ganz aufrichtig und ungelogen, das wahre Leben sei dort am anderen Ende des Fluges der RAF-„Herkules“ zurückgeblieben? Warum wurde mir übel im Magen, als ich zum ersten Mal wieder einen Supermarkt betrat? Wozu dienen die Hunderte Arten von Aufstrich, die Tausende Sorten Wein? Eine ganze Regalwand voll Hunde- und Katzenfutter? Warum brachte ich meine Freundin in Amsterdam in Verlegenheit, als sie mich fragte, welche Sorte Käse ich mag, und ich antwortete, aufrichtig und spontan, „just cheese“?

Dort in Sarajevo war alles nur, was es ist, wirklich und unmittelbar: Käse war einfach Käse (wenn es überhaupt welchen gab), Brot war einfach Brot, Wasser war Wasser, ein Stuhl war ein Stuhl, eine Mauer war eine Mauer, und, verflucht, das Leben war nur das Leben, und der Tod war einfach der Tod.

Warum wollte ich im selben Moment zurück nach Sarajevo? Vielleicht wäre ich auch zurückgekehrt, wenn mein Leben nur mir gehörte.

Anstelle dieser Rückkehr grub ich die folgende Niederschrift aus dem Speicher des Computers aus. Dennoch, wie alles in Sarajevo, ist auch diese kleine, vereinzelte Notiz, die ich wer weiß warum, aus welcher Hartnäckigkeit oder Sturheit heraus aufgeschrieben habe, nur das: eine kleine Aufzeichnung, die ich später Eine kurze Geschichte über die Luft nannte:

Eine kurze Geschichte über die Luft

Feuer. Wasser. Erde. Luft. Am schlimmsten ist die Luft. Feuer sind Granaten und Brände, Salven und Raketenwerfer, Feuer ist eine Zigarette, die man nicht hat, Feuer ist ein Armvoll Zweige, um eine Handvoll Reis zu kochen, und wenn man keines hat, dann ist Feuer Kälte. Feuer ist schrecklich, aber schrecklicher ist die Luft. Wasser ist eine Plage, das Schleppen durch die Feuerstraßen, Wasser ist auch das Blut auf der Straße. Schlimm ist das Wasser, wenn es Durst ist, doch die Luft ist das Schlimmste von allem. Erde ist die Schlacke auf dem Fußballfeld, wo wir die Toten begraben, Erde sind die Häuser, die durch Einschläge zertrümmert wurden, Erde sind die Plastiktüten vor den Fenstern, der Schmutz im Haar, die Lauf- und Schützengräben. Schlimm ist gefrorene Erde, aber schlimmer ist die Luft: Luft, das ist der Baum über seinem Stumpf in dem abgeholzten Park, Luft, das ist der Phantomschmerz in dem Arm, den eine Granate abgerissen hat.

Übersetzt von Astrid Philippsen